weil ich es für nicht anständig hielt, im letzten Stadium des furchtbaren Unglücks mit unserem guten Namen das banderotte Unternehmen zu decken. Ich blieb aber in der Minderheit. Meine Freunde sagten über mich, denn sie wollten, daß uns kein Vorwurf gemacht wird, wir hätten etwas unterlassen für den Fall, daß noch etwas zu retten gewesen wäre. Ich wurde in das Kabinett gewählt.

Es kamen später die Notschreie aus dem Hauptquartier um Waffenstillstand. Es hieß, das Heer hält nicht mehr stand. Wir haben uns dagegen gewehrt, auch Prinz Max von Baden. Wir sagten: „Ueberstürzt die Sache nicht!" Vergeblich! Es kam die dringende Nachricht von Ludendorff: „Es geht nicht mehr. Ich bitte um Waffenstillstand. Das Heer hält nicht mehr aus. Die Nachricht vom Waffenstillstand muß innerhalb 24 Stunden bekannt gemacht werden." Und in diesem furchtbaren Stadium haben wir gehandelt, entsprechend der Mehrheit des ganzen Volkes.

Ich habe Prinz Max von Baden geschrieben, und ihm später auch mündlich gesagt: „Wenn Sie, Prinz, der Sie auf dem Boden der Monarchie stehen, die Monarchie halten wollen, müssen Sie doch einsehen, daß Sie jetzt den Kaiser zum Rücktritt bewegen müssen. Denn wenn es zum Zusammenbruch kommt, dann wird das aufgeregte Volk sich nicht damit begnügen, nur den Rücktritt des Kaisers zu fordern, sondern die Abschaffung der Monarchie verlangen."

„Und nun komme ich zu meiner Teilnahme an der Revolution," fährt der Oberbürgermeister mit erhobener Stimme fort: „Es war am Abend vor dem 9. November. Ich hielt in einer Versammlung in Berlin einen Vortrag. Dabei sagte ich: Um Gotteswillen, tut alles, was ihr könnt, um kein Blutvergießen zu haben. Vielleicht wird noch alles gut. Es besteht die Hoffnung, daß der Kaiser vielleicht morgen früh schon zurückgetreten ist." Daß der Rücktritt bis zum nächsten Morgen erfolgen sollte, war eine ultimative Forderung der Sozialdemokratie gewesen.

Ueberflüssige Parlamentskosten.

Zu den Klagen über den Niedergang des Ansehens unserer Parlamente treten jetzt noch die Sorgen um die Kosten dieser Institute. Die „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht einen Aufsatz des demokratischen Abgeordneten Dominicus, worin dieser ausrechnet, daß Deutschland mit 14 Einzellandtagen und rund 1800 Abgeordneten gesegnet ist, und daß man allein in Preußen 200 Millionen sparen könnte, wenn man die Zahl der Volksvertreter auf die Hälfte herabsetzte. Ferner empfiehlt Dominicus die Einschränkung der Sitzungsmonate und die Zahlung der Diäten nur für diese Monate. Es ist bezeichnend, daß selbst der „Vorwärts" sich dem Eindruck solcher Sparsamkeitsermahnungen nicht ganz entziehen kann. Unter Spitzen gegen den preußischen Staatsrat bringt er das Eingeständnis: „daß eine Einschränkung des parlamentarischen Betriebes dem Ansehen des Parlamentarismus nur förderlich sein würde . . . Man kann mit Fug und Recht von manchen Parlamenten sagen: Etwas weniger wäre manchmal mehr."

Der Reichsrat billigt die Postgebühren.

2900 v. H. Telephonzuschlag.

Der Reichsrat nahm in seiner Vollsitzung die Erhöhung der Postgebühren zum 15. Dezember an. Der Berichterstatter betonte, daß das Defizit der Postverwaltung sich zurzeit auf über 120 Milliarden Mark belaufe. Der schon tatsächlich eingetretene Verkehrsrückgang weise stellenweise erschreckende Zahlen auf. Darum sei man bei der jetzigen Erhöhung nicht so weit gegangen, die volle Abbürdung des Defizits durch die neuen Gebührenerhöhungen herbeizuführen, denn dann wäre zur Stunde eine Erhöhung des Notetatzes auf 50 Mark nötig. Von den Beschlüssen des Verkehrsbeirates, die im allgemeinen auf eine Verdoppelung der bestehenden Sätze hinausgehen, ist der Reichsrat nur in zwei Punkten abgewichen. Mit Rücksicht auf die bei der Industrie noch vorhandenen umfangreichen Bestände sollen Ansichtspostkarten wie bisher behandelt werden.

Bei Fernsprechgebühren war vom Verkehrsbeirat ein Teuerungszuschlag von nur 2000 v. H. vorgeschlagen worden. Dieser reicht aber nicht aus, um die Selbstkosten des Fernsprechwesens zu decken. Darum hat der Reichsrat auf die Regierungsvorlage zurückgegriffen und hat einen Teuerungszuschlag von 2900 v. H. beschlossen. Der Fernbrief wird also bis 20 Gramm 25 M., von 20 bis 100 Gramm 35 M., über 100 Gramm bis 250 Gr. 45 M. kosten. Die Postkarte im Fernverkehr kostet dann 15 M., der Ortsbrief 10 M., die Ortspostkarte 5 M.

Der bisherige Leiter des Referats Sparmaßnahmen beim Reichspostministerium, Oberpostrat Dr. Gautter, ist von dem neuen Reichspostminister zum Sparkommissar des Reichspostministeriums ernannt und unmittelbar dem Minister unterstellt worden.

Der Achtstundentag.

In der letzten Ausschußsitzung des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes hielt der zweite Vorsitzende Graßmann ein Referat über die Wirtschaftslage in dem er die Hebung der Produktivität der Arbeit als ein dringendes Gebot der Stunde bezeichnete. Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß alle Kreise unseres Wirtschaftslebens über das wichtigste Ziel unserer inneren Politik einig sind, wenn auch über den einzuschlagenden Weg noch mancherlei Meinungsverschiedenheiten bestehen. Eine ruhige, nüchterne Betrachtung wird auch diese beseitigen, und wir hoffen das umso mehr, als die Gegensätze, in denen ein großer Teil der Arbeiterschaft zum Unternehmertum steht, vielfach auf Mißverständnissen beruhen. So ist es unrichtig, wenn behauptet wird, die Unternehmerschaft betreibe ihre Kräfte im Angriff auf den Achtstundentag und wünsche die Produktionssteigerung lediglich auf Kosten der Arbeiter zu erreichen. Vielmehr richtet sich der Ruf nach Mehrarbeit an alle Volkskreise, zu denen ja auch die Beamten und die Unternehmer gehören. Das Wort Mehrarbeit braucht daher keineswegs nur im Sinne einer Verlängerung der Arbeitszeit aufgefaßt werden; in vielen Fällen genügt eine Steigerung der Arbeitsintensität, die natürlich auch von der Unternehmerschaft die Anspannung aller Kräfte und Fähigkeiten erfordert. Sehr oft freilich wird sich ein Ueberschreiten der bisherigen Arbeitszeit nicht vermeiden lassen, und die Gewerkschaften selbst erklären sich ja auch von neuem dazu bereit, in zwingenden Fällen den Achtstundentag zu überschreiten. Darüber, daß dieser zwingende Fall eingetreten ist, dürfte kaum mehr ein Zweifel bestehen. Oder will man warten, bis die Not des Volkes noch größer wird, und die Entente den „zwingenden" Grund liefert?

Fliegen ist wichtiger als Pflügen.

Wie aus der zweiten Denkschrift über die Kosten der Rheinlandbesetzung ersichtlich ist, beträgt die Gesamtfläche der von den Besatzungstruppen beschlagnahmten neuen Flugplätze (neben den bereits in Benutzung befindlichen ehemals deutschen Flugplätzen) 1808 Hektar guten und besten Ackerlandes, das so der Landwirtschaft und der Ausnutzung für die Ernährung der deutschen Bevölkerung entzogen ist. Auf den Flugplätzen ist nämlich das Pflügen verboten, die Plätze können deshalb nur für Weidezwecke, in mäßigem Umfang allenfalls auch für Klee- und Heunutzung, keinesfalls aber für Getreide-, Kartoffelbau usw. ausgenutzt werden. Um den hieraus der Allgemeinheit entstehenden Schaden soweit als möglich herabzumindern, ist wiederholt versucht worden, die Besatzungsbehörden zum Verzicht auf das Verbot der Verwendung des Pfluges auf den Flugplätzen zu bewegen. Dasselbe abgelehnt worden, da andernfalls das Landen auf den Flugplätzen während mehrerer Monate im Jahre nicht mehr möglich wäre. Von sachverständiger Seite ist ausgerechnet worden, daß der Ausfall an Getreide, Kartoffeln und Futtermitteln, den die deutsche Volkswirtschaft hierdurch erleidet, einen jährlichen Wert von annähernd einer Milliarde Mark darstellt. Hierbei ist der bescheidene Betrag, der zurzeit durch Nutzbarmachung der Ländereien als Weiden oder Wiesen erzielt wird, bereits in Abzug gebracht worden.

Also Deutschland soll wahnsinnige Reparationslasten tragen, darf aber noch nicht einmal seine vorhandenen Produktionskräfte ausnutzen. Fliegen ist der Entente wichtiger als pflügen. Das Schwert vertreibt den Pflug. Europa ist demnach noch sehr weit von einem friedlichen Wiederaufbau entfernt.

Kleine politische Meldungen.

Holz und Presse. Das Reichskabinett stimmte einem Gesetzentwurf zur Aenderung des Gesetzes über Maßnahmen gegen die wirtschaftliche Notlage der Presse vom 21. Juli 1922 zu. Hiernach soll die Abgabe von Holzverkäufen im Walde von ¼ v. H. auf 1¼ v. H. erhöht werden.

Besprechung der Ministerpräsidenten der Länder. Gestern nachmittag 6 Uhr hatten die präsidierenden Mitglieder der Regierungen der deutschen Länder mit dem Reichskanzler eine Besprechung, an der auch die stimmführenden Bevollmächtigten im Reichsrat teilnahmen. Nach einer Begrüßungsansprache des Reichskanzlers erstatteten die zuständigen Ressortminister über die außenpolitische, innenpolitische, finanzielle, soziale, Ernährungs- und Wirtschaftslage kurze Berichte, welche heute Gegenstand der Aussprache sein werden.

Die Folgen von Ingolstadt und Passau. General Nollet soll die Präsidenten seiner verschiedenen Unterkommissionen in der Provinz angewiesen haben, Beanstandungen oder Unregelmäßigkeiten, auf welche die Kontrollofiziere stoßen, sofort der Hauptkommission in Berlin mitzuteilen, damit diese sofort entsprechende Schritte unternehmen kann.

Die Torpedierung der Lusitania als Kriegsgrund. Die „Neuyorker World" veröffentlicht ein amtliches Dokument vom 4. Juni 1915 über die Torpedierung der Lusitania. Dieses Dokument, dessen Veröffentlichung in Amerika großes Aufsehen erregt, hat Wilson als Grundlage für seine Kriegserklärung benutzt. Es besagt, daß in der Ladung des Schiffes 420 Kisten Gewehrmunition des Kalibers 303 enthalten waren und 1250 Kisten Schrapnells, diese allerdings ungeladen, von der Gewehrmunition ganz abgesehen, die Lusitania hat also hiermit zugestandenermaßen Kriegsmaterial befördert. Sie stand damit zweifellos im praktischen Kriegsdienst. Alle weiteren Folgerungen ergeben sich daraus von selbst.

Der polnische Staatspräsident Pilsudski hat erklärt, daß er auf eine Wiederwahl unwiderruflich verzichte. Dieser Rückzug ist als ein Sieg der Rechten anzusehen, der Pilsudski seit langem ein Dorn im Auge war. Ein Kandidat für den Posten ist noch nicht nominiert worden, voraussichtlich wird der Bauernführer Witos aufgestellt werden. Witos ist ein Mann nach dem Sinne der Rechten.

Warum Nitti der Feind Frankreichs geworden ist. Der ehemalige italienische Ministerpräsident Nitti richtet im B. T. einen offenen Brief an Clemenceau anläßlich seiner Reise nach den Vereinigten Staaten. Darin heißt es: Ich war immer ein überzeugter Freund des demokratischen Frankreichs und ein schroffer Gegner des deutschen Imperialismus. Wenn ich heute häufig mit den Ideen der französischen Politik in Widerspruch stehe, so geschieht das, weil es seine demokratische Politik aufgegeben hat, die sein traditioneller Ruhm und seine ganze Stärke war und ihm in dem fatalen Jahr 1914 die Hilfe fast aller Demokratien der Welt vermittelt hatte.

Krassin bei Mussolini. Die erste Unterredung, die Mussolini in dem neubezogenen Palazzo Chigi hatte, wohin die Consulta übergesiedelt ist, fand mit Krassin statt. Sie wird von der politischen Welt mit Hochspannung verfolgt, da man weiß, daß Mussolini die Anbahnung geregelter Handelsbeziehungen mit Rußland beschleunigen möchte. Ueber das Resultat der Besprechungen wird ein Kommunique herausgegeben werden. Mussolini reiste nach Mailand, wo er mit dem jugoslawischen Außenminister Nintschitsch zusammentrifft und fährt sodann nach London weiter.

Wenn die Aehren reifen.

Erzählung von Leontine von Winterfeld-Platen.

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nach diesem festen Entschluß wurde ihm wieder leichter, und er schritt schneller vorwärts.

Wie Glühwürmchen blinkten die Lichter vom Alt-Gurnitzer Dorf durch den grauen Regenschleier. Im Pfarrhaus schrillte die Klingel, als er die schwere, eichene Haustür öffnete. Gleich links unten zu ebener Erde fiel warmer Lichtschein durch den weißen Fenstervorhang in den dunklen Garten. Er ging aber nicht hinein, sondern sprang die Treppe hinauf nach oben, um sich erst umzuziehen, weil er so naß war. Nach wenigen Minuten trat er frisch und trocken in die helle Stube. Auf der hölzernen Ofenbank am großen, grünen Kachelofen saß Mutter und stopfte Strümpfe. Ein Freudenschein ging über ihr Gesicht, als ihr Junge kam. Er setzte sich neben sie und legte den langen Arm um ihre Schultern.

„Guten Abend, Mutterchen, schon wieder so fleißig?"

Sie nahm vorsichtig die Brille von den Augen und wischte sie mit ihrem Taschentuch.

„Du bist so lange geblieben, Theo. Ich hatte schon solche Sehnsucht nach dir."

Da erzählte er bekümmert von den vier scheuen Vögeln aus dem Herrenhaus drüben.

Der alte Pastor ging währenddessen mit seinen buntgeflickten Hausschuhen und der langen Tabakspfeife auf und ab. Warf von Zeit zu Zeit auch ein Wörtlein dazwischen, aber nur selten, denn morgen war Karfreitag, und da waren seine Gedanken mehr bei der Predigt als bei Mutter und Sohn. Ein feiner blauer Rauch von der Pfeife her zog durch das Zimmer. Aus der Ofenröhre stieg süßer Duft von geplatzten Bratäpfeln.

Theo aber ärgerte sich über die Ruhe des Vaters. Er sprang auf und lief jetzt mit großen Schritten immer neben ihm her.

„Ich begreife dich nicht, Vater, daß du das so mit ansehen kannst. Ich an deiner Stelle hätte dieser Frau von Holten schon lange einmal gründlich die Wahrheit gesagt. Und daß du das nicht siehst, wo Gerda doch zweimal die Woche Konfirmandenstunde bei dir hat, wie blaß und abgehärmt das Kind ist, und wie sie und all die anderen ein wenig Frohsinn und Aufmunterung nötig haben — ich begreife das nicht."

„Aber Theo!" sagte Mutter ganz erschrocken, und sie ließ beinahe ihre Stopferei fallen.

Der alte Pastor aber tat einen tiefen Zug aus seiner langen Pfeife und blieb stehen.

„Immer ruhig Blut, mein alter Junge, du mußt nicht immer gleich so hitzig werden. Im übrigen denke ich genau so wie du. Mit Frau von Holten muß man Geduld haben. Sie ist noch nicht lange genug hier, um alles zu übersehen und die Kinder verstehen zu können."

„Immer Geduld und wieder Geduld, ich hasse das Wort. Darüber verrinnt einem das Leben unter den Fingern. Wenn sie immer und immer auf dem Kirchhof ist, kann sie natürlich die Kinder nicht kennen lernen. Laßt die Toten ihre Toten begraben. Die Hand an den Pflug legen und immer wieder zurücksehen, das taugt nichts. Predige da mal drüber, Vater, wenn sie in der Kirche ist."

Der Alte legte seinem Sohn die Hand auf die Schulter.

„Du hast noch nie in deinem Leben das Liebste verloren das du besaßest, Theobat. Und Gott der Herr bewahre dich davor, daß es dir einmal geschieht. Darum kannst du auch diese Frau nicht verstehen, die sich trennen mußte von dem Liebsten, was sie hatte. Aber du sollst Mitleid mit ihr haben, Theobat."

„Aber das habe ich ja auch, Vater. Großes, tiefes Mitleid sogar. Darum möchte ich sie eben herausreißen aus ihrem Leid, ihr eine neue heilige Aufgabe zeigen, die ihr wieder Ruhe und Befriedigung bringen kann. So möchte ich ihr helfen, Vater."

Der alte, gewaltige Mann mit den schneeweißen Brauen und den blitzenden Augen nickte.

„Dasselbe will ich ja auch. Aber wir können das nicht allein durch Worte machen, Theo. Ich habe schon viel geredet darum. Nun müssen wir Gott reden lassen, bis der ihre Seele packt. Vielleicht packt er heut zu. Aber das schadet nichts. Wenn nur ihre Augen aufgetan werden für das Leben um sie herum, das hundert Hände nach ihr ausstreckt."

Theo lehnte sich an den Ofen und sah nachdenklich auf den Fußboden.

„Der Ulli gefällt mir nicht, Vater. Immer blasser und eingängischer wird er. Weil er ein wenig hustet, bildet er sich ein, die Krankheit von seinem Vater geerbt zu haben. An nichts hat er mehr Freude. Ich habe schon alles versucht mit ihm da unten in München."

Der Alte wiegte den Kopf.

„Die Haidoms sind von jeher ein grüblerisches, einsames Geschlecht gewesen. Das liegt im Blut."

Mutter Kirsten sah von ihrer Stopferei auf.

„Laßt nur erst die gnädige Frau wieder zurück sein. Da wird's mit einem Schlag anders. Die versteht's wie keine, Sonnenschein in die Herzen und Häuser tragen."

Der alte Pastor sah sehr ernst aus.

„Gott geb's, daß sie uns wiederkommt. Sie ist krank."

Die drei waren still geworden und lauschten dem Tauwind, der am tiefhängenden Pfarrdach rüttelte.

Ueber Alt-Gurnitz klangen ehern die Osterglocken.

Im buntgeschmückten Haidomer Kirchengestühl saß Ursula Holten in tiefem Schwarz, neben ihr die vier Kinder, auch alle in Schwarz. Darüber ärgerte sich Frau Pastor Kirsten im stillen, wenn man sich auch Ostern eigentlich nicht ärgern soll.

„Heute hätte sie den Kindern auch was Helles anziehen können, dabei müssen die Gesichtchen ja blaß und traurig aussehen."

Sie murrte es leise vor sich hin wie im Selbstgespräch, als sie in den Pfarrstuhl gegenüber trippelte. Groß und schlank schritt Theobat neben ihr her, freundlich den vier Kindern zunickend.

Dann setzte die Orgel ein, und Lise war glücklich, im Gesangbuch blättern und die Nummern suchen zu dürfen. Das war doch eine kleine Abwechslung bei dem langen

SLUB
Wir führen Wissen.